

Die toten Dichter von Chastè

Es ist ziemlich viel los an diesem Nachmittag auf dem Weg um die Halbinsel Chastè. Normalerweise begegnet man einzelnen Spaziergängern, Familien mit Kindern und ab und zu einem Jogger, grüsst mit „Allegra!“ und kann weiter den harzigen Duft der Lärchen aufsaugen, den Malojawind auf der Haut spüren, das Rauschen in den Ästen hören und dem glitzernden Spiel der Wellen auf dem Silsersee zuschauen. Man kann seinen Gedanken freien Lauf lassen oder sie einfach bei sich behalten.

Aber dieses Mal ist es anders. Schon am Anfang des Wegs, wo die Enten durch die Wellen in der Bucht schwadern, im schwimmenden Grasgürtel verschwinden, um ihr Nest auszubauen und ihre Jungen zu füttern, begegne ich ihm. Ich bin nicht sicher, ob er es wirklich ist. Schliesslich haben wir uns schon mehr als hundert Jahre nicht mehr gesehen. Trotz des Sommerwetters trägt er seinen schwarzen Mantel, der fast bis zum Boden reicht. Seine Haare sind vom Wind zerzaust. Der wuchtige Schnurrbart ist einmalig und kann nur zu ihm gehören. Er muss es sein! Er marschiert gebückt, die Hände auf dem Rücken, den Blick auf den Weg vor ihm geheftet und scheint nichts von der Welt um ihn herum wahrzunehmen. Ich gehe ein paar Schritte mit ihm, wage aber nicht, ihn anzusprechen. Seine Lippen bewegen sich. Ich meine etwas zu hören, das wie „Die ewige Wiederkehr des Gleichen!“ tönt. Vielleicht sollte ich wieder einmal lesen, was Zarathustra sprach. Dann halte ich den scharfen Modergeruch nicht mehr aus, den er ausströmt und lasse ihn ziehen. Ich beobachte, wie er bei der nächsten Wegbiegung einer jungen Frau in einem weiten, weissen Rock begegnet. Sie scheinen sich zu kennen, beginnen ein Gespräch, aber schon nach ein paar Sätzen ruft sie ihm im Weggehen lachend zu: „Und lass dich von niemandem vor den Karren spannen!“ Er verfolgt sie mit einem sehnsüchtigen Blick bis sie im Wald verschwindet.

In der kleinen Bucht, wo der Wald beginnt, sehe ich einen anderen Herrn am Wasser sitzen, den ich aus dem vorletzten Jahrhundert kenne. Ich setze mich neben ihn und folge seinem Blick auf das Wasser hinaus, wo die Sonnenstrahlen unzählige Diamanten aufleuchten lassen. „Est-ce que vous voyez les papillons roses?“ fragt er mich. Ich strenge mich an, sehe aber keine Schmetterlinge. „Voilà, un, trois, cinq!“ ruft er begeistert. „Tut mir leid, Marcel, ich sehe sie nicht.“ Er schaut mich verständnislos an und beginnt zu erzählen:

"Eines Abends war die Stunde uns besonders günstig. In den wenigen Augenblicken des Sonnenuntergangs durchlief das Wasser alle Farbtöne, unsere Seelen die ganze Stufenleiter der Wonne. Plötzlich wandten wir uns um, da sahen wir einen kleinen Schmetterling daherkommen, dann zwei, dann fünf, wie sie die Blumen an unserem Gestade verließen, um über dem See sich zu wiegen. Bald schienen sie eine unfassbare Wolke fortgewehter Rosen, bald landeten sie an den Blumen am anderen Ufer, sie kamen zurück, um von neuem sanft ihre abenteuerliche Überfahrt zu wagen, und bisweilen zögerten sie, verlockt, über dem kostbar getönten See, der in seinen Farben einer großen sterbenden Blüte glich. Das war zu viel, unsere Augen füllten sich mit Tränen."

Ich bin gerührt und will mich verabschieden, um ihn nicht länger zu stören, als er noch mit feuchten Augen anfügt: „Je suis à la recherche du temps perdu!“ Dann taucht er wieder in seine Welt der rosaroten Schmetterlinge ab.

Zurück auf dem Weg kommen mir zwei Frauen entgegen, eingehakt, in ein angeregtes Gespräch vertieft. Beide sind wie Männer gekleidet, die Haare kurzgeschnitten, eine Hand in der Hosentasche, eine Zigarette hängt schräg im Mund. Die eine spricht Hochdeutsch, die andere, die wie ein Junge aussieht, Zürcher Dialekt. Im Vorbeigehen schnappe ich ein paar Sätze auf. Von einer Pfeffermühle ist die Rede und von einem Zauberer. Sie heissen Erika und Annemarie und ich weiss von welchem „Zauberer“ sie sprechen.

Und tatsächlich sitzt auf der Bank, wo man nach Isola hinüberschaut, der Mann, den ich seit dem Film immer mit Armin Müller-Stahl verwechsle. Ich setze mich zu ihm. Er rutscht etwas zur Seite und sagt mit verklärtem Blick:

„Nicht leicht spreche ich von Glück, aber ich glaube beinahe, ich bin glücklich hier.“

„Oh, Mann!“ rutscht es mir heraus. „Können Sie nicht einfach sagen: Hier bin ich glücklich, ohne „ich glaube“ und „beinahe?“

Der Zauberer schaut mich verwundert an. „Mit einfachen Sätzen gewinnt man keinen Nobelpreis! Fragen Sie doch mal den da!“ Pfeifenrauch steigt mir in die Nase. Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, wen er meint. Ich verabschiede mich und hole den Mann mit der schwarzen Hornbrille, der Tabakpfeife und den weiten Bundfaltenhosen genau in dem Moment ein, als er einer schnatternden italienischen Familie ausweichen muss. Zwischen zwei Rauchschwaden sagt er zu mir, während er der bunten Schar nachschaut: „Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen!“ Gerne hätte ich mit ihm noch weiter gesprochen, über Montauk oder seinen bevorzugten Pfeifentabak, aber er wird stiller, kehrt um und sagt nur noch: „Da kommt Besuch von der alten Dame!“ Zwischen den Lärchen geht mit behäbigem Schritt der andere Planet der Schweizer Literatur den Weg hinunter. Im Vorbeigehen wischt er sich den Schweiß aus dem Gesicht und murmelt etwas von den irren Physikern, die immer noch nach der endgültigen Weltformel suchen. Als hätte man ihn gerufen, taucht hinter einem Stein der weisse Haarschopf eines fröhlichen Greises auf. Erfreut gehe ich auf ihn zu und begrüße ihn: „Welch ein Zufall, dass ich Sie hier antreffe!“ Er zieht seine buschigen Augenbrauen hoch: „Zufall?“ lacht er: „Zufälle gibt es nicht. Gott würfelt nicht!“ Er erklärt mir, dass alles relativ einfach sei: „ $E = mc^2$ “, und lässt mich verwirrt zurück. Ich muss laut zu mir selbst gesagt haben: „Was fange ich mit dem nun an?“, denn ein hagerer Mann in einer Leinenjacke und einem Sonnenhut, flüstert mir im Vorbeigehen zu: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne.“

Plötzlich ist die Frau mit dem weiten, weissen Rock wieder da, begleitet von einem bleichen Mann, der fünfzehn Jahre jünger als sie zu sein scheint. Sie gehen langsam, bleiben stehen. Er versucht sie an sich zu ziehen, doch sie windet sich immer wieder frei. Es sieht so aus, als würde er Gedichte rezitieren. Als der Wind kurz nachlässt, schnappe ich ein paar Zeilen auf:

„Wie meine Träume nach dir schrein.
Wir sind uns mühsam fremd geworden,
jetzt will es mir die Seele morden,
dies arme bange Einsamsein.“

Von ihrer Antwort verstehe ich nur einen Satz:

„Rainer, ich bin Erinnerungen treu für immer: Menschen werde ich es niemals sein.“ Er schaut sie sehnsüchtig an und murmelt: „Du musst dein Leben ändern!“

Ich bin am äusseren Ende der Halbinsel angelangt, geniesse den Blick über den Silsersee bis nach Maloja, wo sich eine schwarze Wolke auftürmt. Ein fernes Grollen kündigt ein Gewitter an. Zeit, den Rückweg anzutreten. Da steht er wieder, der schwarze Mantel, ganz nah an dem Stein, auf dem sein Gedicht eingraviert ist. Durch seine dicken Brillengläser folgt er den Zeilen, mit der Nase fast am rauen Fels. Seine Lippen bewegen sich lautlos. Dann schüttelt er den Kopf, lacht kurz und trocken und sagt zu sich selbst im Weggehen: „Tiefe Mitternacht. Lust, die Ewigkeit will! Was doch nicht alles geschrieben wird!“

Es ist ziemlich viel los an diesem Nachmittag auf dem Weg um die Halbinsel Chastè. Und manchmal kann einem der Malojawind die Sinne ganz schön durcheinander bringen.

Viele berühmte Künstlerinnen und Künstler, Wissenschaftler und Denkerinnen sind schon den Weg um die Halbinsel Chastè in Sils im Engadin gegangen. Deren Geist ist spürbar, auch wenn viele von ihnen schon lange tot sind, wie zum Beispiel (in der Reihenfolge ihres Auftritts): Friedrich Nietzsche, Lou Andreas Salomé, Marcel Proust, Annemarie Schwarzenbach und Erika Mann, Thomas Mann, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Albert Einstein, Hermann Hesse, nochmals Lou Andreas Salomé, Rainer Maria Rilke und in ewiger Wiederkehr des Gleichen: Friedrich Nietzsche.